

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 291.

Posen, den 19. Dezember 1928.

2. Jahrg

Copyright by J. Engelhorn's Nachf. Stuttgart.

Die Hoermanns

Roman von Karl Busse.

(22. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Dann ward es still. Eine Stille, in die das silberne Ticken der Uhr fast aufdringlich fiel. Mechanisch horchte Lütting darauf hin, als müßte sie die hohen raschen Schläge zählen.

Also das war es! Nun wußte sie, was den Vater an den Schreibtisch zurückgetrieben, was ihn gefestigt und gestärkt hatte!

Und mit einem Male stand es auch bei ihr fest als etwas Selbstverständliches und Unverrückbares, daß dieses Tränenwerk um jeden Preis fertig werden müsse. Unwillkürlich legte sie die Hand zur Faust geballt auf die blauen Mappen. Das war wie ein trotziges Gelübde.

Als sie dann gehen wollte, hielt sie der Vater in leichter Verlegenheit für einen Augenblick zurück.

„Ich hab' da kürzlich auf einem Spaziergang was entdeckt, was dir vielleicht Spaß macht,“ sagte er etwas unsicher und nahm ein kleines verschmürtes Paketchen aus dem Schubfach. — „Und weil wir doch heut den Berg hinter uns haben — sieh's dir oben mal an!“

Sie wurde glühend rot, fragte wie zweifelnd: „Für mich?“ und brachte es nur mühsam zu einem Dank.

Doch die Treppen flog sie nur so empor. Oben wickelte sie aus: ein flaches Etui, weißgrauer Samt, ein goldenes Armband darauf. Es war glatt und einfach, aber innen trug es die Worte: „Seiner fleißigen Helferin!“

Sie las sie immer wieder. Ihr Herz zitterte. Wie eine Flut hob es sich in ihr und schwoh empor.

O, was ihr heut schon des Vaters Worte gesagt hatten, sagte die schlichte Inschrift noch deutlicher: daß sie ihr höchstes Ziel erreicht hatte, daß sie ihm helfen durfte, daß er sie brauchte!

In Glück und Seligkeit legte sie den glatten Reif ums Gelenk. Und während sie ihn langsam drehte, sah sie verloren und mit einem Lächeln vor sich hin.

Der Vater brauchte sie. Und er war jetzt so gut. Viel milder als früher — viel fügsamer — überhaupt ganz anders.

Ganz anders, dachte sie.

Langsam wich das Lächeln aus ihrem Gesicht. Und in all dem Glück war es mit einem Male wie ein kleiner schwarzer Punkt. Der stand in der goldenen Helle . . . stand ganz still . . . und allmählich — wie, wußt' sie selber kaum — kam von ihm ein leises Bangen her, geheimnisvoll und unerklärlich, und wehte sie kühl an.

Das Herz ward ihr schwer darin . . . so schwer, daß sie die Hand auf dieses Herz legte und tief Atem holte.

Ja, der Vater . . . eigentlich: es war gar nicht der Vater mehr, den sie von Kindheit an kannte! Sogar ein Geschäft hatte er betreten — er, der sonst alles durch andre besorgen ließ! —, um ihr eine Freude zu machen!

Sie wollte etwas abschütteln; sie zwang sich von neuem zu einem Lächeln.

Aber die goldene Helle war weg und der schwarze Punkt blieb. Leise, als müßte sie dies wieder froh machen, strich sie über das Armband.

Doch mit einem unsicheren Ausdruck schloß sie es gleich darauf ins Etui und stellte es weg.

Ihr war, als ob der glatte goldene Reif dieses seltsame Bangen nicht banne, sondern verstärkte.

XIV.

Wolfgang Crusius hatte bittere Tage und Nächte hinter sich. Nach dem Bowlenabend im Hoermannschen Park hatte er in seinem Vogelbauer stundenlang verzweifelt gegen sich und Ilse Hoermann getobt.

Gegen sich, weil er die Riesendummheit begangen, ihr von Lene Beyer zu erzählen; gegen sie, weil sie sich nach seiner Meinung so brutal in seine persönliche Angelegenheiten mischte. Und in Zorn und Wut hatte er den Zettel mit der Adresse seines Ideals zerknittert und zusammengerollt.

Nachher glättete er ihn doch und las ihn. Und so groß war die Spannung, daß er heimlich zitterte.

„Also Frau,“ sagte er dann vor sich hin. „Frau . . . Frau!“

Eine Lene Beyer gab es nicht mehr. Nur eine Frau Wienecke, die gewiß die Spuren ihrer Nöte an sich trug. Was ging sie ihn an? Wer konnte ihn zwingen sie aufzusuchen?

Aber da hörte er im Geist Ilse Hoermanns überlegenes Lachen: „Merken Sie nun, daß alles Selbstbetrug und Phantastenspiel war?“

Hörte ihre spöttische Stimme: „Wie können Sie von einem Fremden Interesse für ein Geschöpf verlangen, um dessentwillen Sie selber nicht mal einen kurzen Weg machen?“

Und stöhnend fühlte er, daß er um die Auseinandersetzung mit seinem bisherigen Lebensideal nicht herumkam; daß dieser verfluchte Wisch hier ihn zu einer Abrechnung zwang; daß es Schwäche und Feigheit gewesen wäre, dieser Abrechnung auszuweichen.

Nächtelang rang er nach einem Ausweg. Aber immer standen Ilse Hoermanns spöttisch lächelnde Augen über ihm, und ohnmächtig ballte er die Hände.

Warum stürzte sie ihn in solchen Strudel von Weh und Zweifel? Nur um sich groß tun zu können: sieh, ich hab' recht gehabt? Nur um ihm wieder ihre Überlegenheit zu zeigen, die ihn schon einmal gewurmt hatte?

Nein, den Triumph, daß er nun feige zurückwich, sollt' sie nicht haben. Es war abgemacht: er fuhr nach der Adalbertstraße 40.

Aber er begann diejenige zu hassen, die ihn dazu trieb.

Es war Sonnabend und Schulschluß; die großen Ferien begannen. Sorgfältiger als sonst kleidete er sich nachmittags an und versuchte seine innere Unruhe hinwegzulächeln.

Lieber Gott, man würde eben ein paar Minuten von den netten Erinnerungen plaudern, halb überlegen, halb gerührt, wie es alte Leute tun — dann würde man sich die Hand geben, und alles wäre erledigt.

Krampfhaft, wie einen Trost, hielt er während der Fahrt diese Vorstellung fest.

Aber in der Adalbertstraße ward ihm der Atem kurz, und als er vom jenseitigen Trottoir das Blumenläden sah, trat ihm der kalte Schweiß auf die Stirn. Wie hilflos blickte er sich nach einer elektrischen Bahn um und war' am liebsten Hals über Kopf wieder zurückgefahren.

Doch dann schämte er sich vor sich selber, und wie einer, der sich ohne Besinnen in die Schlacht stürzt, überquerte er die Straße. Im nächsten Augenblick stand er im Laden, von einer Welle süßlicher Blumendüfte bedrängt, grüßte und forderte — viel ruhiger, als er es je gehofft hatte — das erste, was ihm auffiel: langstielige rote Nelken, die büschelweise auf dem Tische lagen.

Nur mit einem einzigen flüchtigen Blicke hatte er die Frau gestreift, die sich bei seinem Eintritt von ihrem Fensterplatz erhoben hatte. Aber bei dem Klang ihrer Stimme zuckte er leicht zusammen, und als sie ihm gegenüberstand und ihm die Blumen zur Auswahl reichte, trat er wie in einem unerträglichem Gefühl zur Seite: es wäre egal sie möchte nur selber ein Duzend zusammenlegen.

Erst jetzt, aus einiger Entfernung, sah er auf und sah sie voll an. Zum ersten Male eigentlich. Sie merkte es nicht: sie ordnete ja die Nelken.

Langsam ließ er den Blick wieder sinken.

Und hob ihn noch einmal und suchte in ihren Zügen nach der Erfüllung seines Traumes und dem Pauschglück seiner Jugend.

Draußen klingelten Bahnen, tönten die Signale der Automobile, lärmten Kinder.

Aber er horchte und wartete auf etwas anderes. Wartete mit angehaltenem Atem darauf, daß etwas in ihm lachen oder weinen, wehtun oder zornig werden sollte.

Doch alles blieb still. Es kam nichts. Und er wunderte sich darüber so sehr, daß diese Verwunderung über sich selbst ihn sekundenlang unruhig machte.

Da sah er zum drittenmal auf und sah, wie dort die Frau mit den verarbeiteten Händen, dem Alltagsorgengesicht, der blauen Schürze seine Nelken einwickelte. Ruhig verfolgte er alle ihre Bewegungen.

„Noch etwas gefällig?“ fragte sie und reichte ihm den Strauß.

Lächelnd schüttelte er den Kopf. Er konnte ganz frei lächeln.

„Nein! Danke! Astern gibt es jetzt doch nicht.“

„Astern?“

„Astern,“ nickte er. „Ich glaub', ich hab' gerade von Ihnen einst eine wunderschöne geschenkt bekommen. Und einen ganzen Waschkorb voll haben Sie mir in der Kommandantenstraße auf die Treppe geschüttet. Erkennen Sie mich nicht?“

Sie zuckte empor, sah ihn mit weitoffenen Augen an, hob die Hand gegen die Stirn, schüttelte den Kopf.

Aber dann trat sie mit einem Male einen halben Schritt zurück, zwinkerte kurz, blickte ihn mit unsicheren Augen an, bis rasche Lichter durch diese Augen schossen.

„Herr — Crusius?“ fragte sie noch zusehend, doch ehe er nur nicken konnte, wußte sie es und stand sekundenlang stumm. Ein schnelles Erröten lief vom Hals empor in und über ihr Gesicht, fahrig und verlegen führen ihre Hände nach dem Haar und suchten dann tastend nach dem Schürzenband, als wollt' sie den alten blauen Lappen abwerfen.

Aber sie ließ es, in einem halb resignierten Erschlaffen, als wär' es Unsinn und überhaupt viel zu spät.

„Gott . . . Herr Crusius . . . sind Sie denn das wirklich? Ich hätt' Sie auch rein gar nicht erkannt! Und man muß sich ja direkt schämen, wie man aussieht. Leben Sie denn in Berlin?“

Ihr Erröten und die hastige Bewegung nach ihrem Haar weckten Vergangenes in ihm. Und wie vorhin ward er gleich unruhiger.

„Nein,“ erzählte er zögernd, „er sei nur zufällig hier, die Ferien hätten doch begonnen.“

„Nee, nee, nee,“ sagte sie noch ganz fassungslos, „was es so im Leben für Zufälle gibt!“

Und mit verlegener Hast holte sie den Stuhl vom Fenster und wischte mit der Schürze zweimal darüber hin: „Wenn Sie sich vielleicht für'n Momangchen setzen wollen! Wir sind ja 'n bißchen beengt hier. Die Mieten sind gar zu teuer bei uns.“

Halb gewohnheitsmäßig rutschte sie in die Klagen einer geplagten Geschäftsfrau und Mutter hinein, bis sie sich plötzlich unterbrach und nach ihm fragte.

„Nicht wahr? Sie sind schon lange Lehrer? Doktor — nicht? Damals mußten Sie doch deshalb weg.“

Das wußte sie noch . . . es rührte ihn. Er sah seine Nelken an, er hörte auf ihre Stimme, die Stimme von früher und nicht. Jawohl, er sei Gymnasiallehrer . . . nebenbei auch Doktor . . . aber verheiratet sei er noch nicht. Ob sie es denn sonst gut getroffen habe?

„Ach Gott,“ meinte sie, „als junges Mädchel, da hat man ja große Koffinen. Da denkt man sich wunder was und hat lauter Dummheiten im Kopf.“

Sie lachte ein kleines schämiges Lachen, als wollte sie zeigen, daß sie sich wohl noch erinnere und den kurzen Seitensprung entschuldbar finde.

„s gibt einem später auch kein Mensch 'was dafür, wenn man seine Jugend vertrauert hat.“

Nach einer Pause, an einem Stück Blumendraht bastelnd: „Die Jugend geht ja so schnell.“

Ueber die tausend sterbenden Blumen im Laden klangen mit halben Seufzer die alltäglichen Worte, und Wolfgang Crusius empfand ihren ganzen schweren Sinn.

Die Jugend geht ja so schnell —

Etwas Dunkles und Trauriges senkte sich auf ihn hinab wie bei einem schweren Abschied. Ein unbestimmtes Weh, als entschwinde und versinke etwas lange Festgehaltenes doch nun für immer und ewig.

Wie wenn sie ihm nachsännen, schwiegen sie beide und blickten vor sich hin.

Nun will ich gehen, dachte der lange Crusius. Ihm war, wenn er jetzt ginge, nähme er doch noch etwas menschlich Wertvolles von hier mit.

Er griff nach dem Strauß. Aber da öffnete sich die Tür zum Nebenzimmer, und in Hemdärmeln, noch am letzten Bissen seines Abendbrottes kauend, trat, von der Atmosphäre geräuschvoller Gemütlichkeit umwittert, Herr Wienecke auf die Schwelle.

„'n Abend, 'n Abend, Herr Nachbar, na, 'n paar Blümekens mitnehmen?“

Aber da klärte ihn seine Frau schon auf.

„Denk dir doch bloß an, Rudolf, weißt du denn, wer der Herr ist? Wir haben eben 'ne alte Bekanntschaft erneuert. Herr Crusius . . . Herr Doktor Crusius . . . damals wohnt' ich noch in der Kommandantenstraße und war bei Röse u. Diekmann.“

„I du meine Güte,“ lachte der Hemdärmelige und schnalzte sich behaglich die Abendbrotreste aus den Zähnen, „ . . . na, das ist ja noch besser! So'n Zusammentreffen nach so viel Jahren . . . haben Sie meine Frau denn gleich erkannt, Herr Professor? He?“ Er schmunzelte über das ganze Gesicht und kniff ein Auge zu, als wollt' er sagen: Wir verstehen uns doch!

(Fortsetzung folgt.)

Nur ein Dienstmädchen.

Weihnachtsunterhaltung von A. Asten.

(Nachdruck verboten.)

„Oh, wie billig hier, Zappelmänner aus Papier!“ so klang es mit dünnem, heiserem Stimmchen von den blaugefrorenen Lippen eines kleinen, achthährigen Mädchens, das, dicht an eine schützende Haustür gedrängt, seine papiernen Hampelmänner anpries, und mit flehenden Augen zu den eilig Vorübergehenden aufschaute. Aber niemand hörte auf das zitternde, im Lärm der Straße verhallende Stimmchen, und achlos schritt alles an dem weinenden Kinde vorüber. Fröteln hüllte es sich in das dünne, vielfach geflickte, aber saubere Mäntelchen, und blies in die erstarrten Hände, traurig auf die vorübergehende Menge blickend. Wieder erhob das Kind seine Stimme, und gar rührend klang seine Bitte:

„Ach, lieber Herr, kaufen Sie mir doch etwas ab: mein Mütterchen ist so krank und wir haben kein Brot im Hause.“

Doch nicht ein Käufer stellte sich ein. Warum konnte sie auch nicht so laut schreien, wie die anderen, die ihre Ware reichend los wurden. Die alte Wahrheit! Um die Not kümmert sich wohl keiner. Nur das Schreien war ihnen zuwider, deshalb kauften sie.

Die Kleine war wieder verstummt, und lehnte sich weinend gegen einen Laternenpfahl.

Eben ging ein Dienstmädchen vorüber und blieb mitleidig bei dem Kind stehen.

„Was weinst du denn, kleines Büffelchen?“

„Mich friert,“ sagte die Kleine.

„Und da bleibst du noch hier stehen? Geh' doch nach Hause!“

„Ich kann nicht, ich habe ja noch nichts verkauft,“ schluchzte das Kind.

„Ach, du lieber Gott!“ grollte das Dienstmädchen und rief die kleinen, eiskalten Händchen.

„Und da schickt man so 'n kleines Ding hinaus, während sich's die Eltern hinterm warmen Ofen wohl sein lassen?“

„Ach nein, liebes Fräulein,“ versetzte die Kleine, „wir haben gar kein Holz zum Feuermachen; denn Mutter ist krank und kann nichts verdienen, und Vater ist im Kriege gefallen.“

„Du armes Wurm,“ fuhr das Mädchen fort, „das ist freilich recht traurig, und wenn das die Leute wüßten, würdest du längst deine Hampelmänner verkauft haben. Na warte, vier Stück will ich dir ablaufen; die kann ich schon verwenden. Gib mal her!“

Freudig knüpfte das Mädchen das Verlangte los und blickte dankbar zu dem Mädchen auf.

Dieses hatte inzwischen sein Geldbeutelchen herbegeholt und wollte eben dem Kind Geld geben: da befann sie sich, und steckte das Geld wieder ein. „Was ist dem Kind mit ein paar Pfennigen geholfen?“ murmelte sie vor sich hin. „Heut, wo mich meine Herrschaft so reichlich beschenkt hat, kann ich was draufgehen lassen.“

„Kommt, Kleine, behalte nur deine Männer, wir wollen zu deiner Mutter gehen!“

Freundlich schob sie das Kind durch den Trudel, hier und da stehengeblieben und Kleinigkeiten erstehend, die ein Kinderherz erfreuen. Dann schritt sie mit der Kleinen der bezeichneten Wohnung zu.

Es war ein gar armseliges Heim, in dem die Witwe Müller wohnte, und fast atemlos langten beide in dem niedrigen Dachstübchen an. Recht dürftig sah es hier aus, aber sauber und reinlich war alles gehalten, das sah man auf den ersten Blick.

Eine bleiche, verhärmte Frau richtete sich im Bett empor.

„Bist du endlich da, Trudel, und hast du etwas verkauft?“

„Ach nein, Mutter,“ entgegnete das Kind.

„Nur gut, daß ich das arme Wurm gefunden habe,“ wandte das Mädchen ein. Mit schweren Schritten trat ein Mann ein und brachte Holz und Kohlen. Dann ging er wieder.

„So, jetzt wollen wir erst einmal ein ordentliches Feuerchen machen. Hier ist es ja entsetzlich kalt,“ sagte das Mädchen. Und bald knisterte es gar lustig in dem kleinen Ofen, eine wohlthuende Wärme in dem Zimmer verbreitend.

Stumm hatte die Kranke dem Beginnen des Mädchens zugeschaut.

„Oh, wie gütig Sie sind, mein Fräulein! Wer führt Sie zu uns?“

„Weiben Sie nur ruhig liegen, gute Frau,“ wehrte das Mädchen ab. „Eine Weihnachtsfee bin ich nicht, auch kein gnädiges Fräulein, nur ein Dienstmädchen. Deshalb brauchen Sie sich aber nicht zu ängstigen; ich gab es gern, wenn ich auch keine reiche Dame bin!“

„Na, nun kommt, Trudel, jetzt wollen wir einholen!“

Bald darauf kam sie wieder: Brot, Butter und Kaffee brachte sie mit; an alles hatte sie gedacht.

„Trudel kommt auch gleich,“ wandte sie sich an die vor Freude schluchzende Frau, „ich wollte nur inzwischen das Bäimchen schmücken!“

Geschäftig deckte sie den Tisch, zündete ein kleines Bäimchen an, und legte einige Geschenke darunter.

Klein-Trudel war gar verwundert, als es in das hellerleuchtete Stübchen trat. Laut jubelte sie auf, als sie das hübsche Püppchen und den schönen Pfefferkuchen erblickte.

„Mama, das ist gewiß das Christkind?“ fragte sie, und schaute mit leuchtenden Augen zu dem Mädchen auf.

„Sawohl, Trudel,“ lächelte die Mutter unter Tränen. „Geh' nur und bedanke dich bei ihm.“

Schüchtern, mit gefalteten Händen, trat die Kleine näher, aber das Mädchen nahm sie auf den Arm und küßte sie.

„Läß nur, Trudel,“ sagte sie bewegt.

Jetzt wollte ihr auch die Mutter danken; sie mochte davon aber nichts wissen.

„Wozu denn, Frau Müller? Wenn mich der liebe Herrgott zu einem Christkind ausersehen hat, wird er schon wissen, warum, und wird mir's gutschreiben. Nun will ich aber gehen, denn mein Heinrich erwartet mich. Und wenn Sie gesund sind, besuchen Sie mich mal; vielleicht kann ich Ihnen Arbeit verschaffen. Dann wäre Ihnen gleich geholfen.“

„Gott segne Sie,“ schluchzte die Kranke.

„Also, Kopf hoch, Frau Müller, es wird schon wieder besser werden. Fröhliche Weihnacht!“

Und stillbeglückt ging das Mädchen von dannen.

An diesem Abend vergaß Frau Müller alle Sorgen und allen Schmerz.

Etwas über Schnucki.

Im Nordosten Berlins gibt es einen kleinen Zirkus. Jeden Abend ist dort großer Betrieb, jeden Abend stürmen die Menschen die Kasse und erheitern sich an den lustigen Darbietungen. Das Unternehmen beschäftigt viele Artisten, Akrobaten, Clowns, Seiltänzer, Equilibristen und auch viele Tiere, darunter Schnucki. Das ist die wichtigste Feststellung augenblicklich. Von Schnucki wird die Rede sein, von seinem Maulkorb, seinem Wagen, seinen Steuern, seinen Ausgaben. Schnucki ist nur ein Bär, aber das ist schon sehr viel, und es geht ihm ganz gut. Er hat einen guten, sanften Herrn und ist auch sonst sehr beliebt und verwöhnt. Schnucki hat keine Feinde, jeden Abend stolziert er in der Doffentlichte herum und macht Reklame. Auf seiner Brust prangt ein großes Schild mit der Aufschrift: „Kommt alle heute, morgen, kommt jeden Tag zu uns! Es gibt ein neues Programm mit neuen, unerhörten, noch nie dagewesenen Kraftleistungen. Ich, Schnucki, lade euch ein!“ — Das Geschäft blüht. Schnucki, der kleine Bär, auf den kann man sich verlassen.

Aber unlängst hat Schnucki ein trauriges Geschick betroffen. Weil er einen Besucher etwas unfaßt beschneiffelt hatte, der rabiat wurde, darum muß nun Schnucki einen Maulkorb tragen. Den hat er von dem vorsorglichen Direktor bekommen, und dagegen kann Schnucki nichts machen. Seit der Zeit besteht eine kleine Spannung zwischen dem Direktor und Schnuckis Gebieter. An einem sonst so freundlichen Tage, dem Gagentage nämlich, bricht der Konflikt offen aus. Als er zur Auszahlung kommt, stimmt die Summe nicht, und auch hier ist Schnucki im Spiel. Der geschäftstüchtige Direktor zieht vom Gehalt 6 Mark für den Maulkorb ab, berechnet Miete und Schnuckis Wagen, das macht im ganzen 33 Mark. Schnuckis Herr protestiert dagegen. So kommt der Fall „Schnucki“ vor die Schranken eines Berliner Gerichtes.

Hier wird die „Komödie um Schnucki“ zuguterletzt beendet, der Richter verfährt Kläger und Beklagten, und Schnucki darf den Maulkorb ablegen.

Neues vom zerstreuten Professor.

Alles ist schon dagewesen, dieses aber noch nicht. Professor Aldermann von der Universität Sidney in Australien steht seinen Kollegen in Europa in nichts nach, auch er kann so manches von seiner Kollektion vergessener, einmal besserer Regenschirme erzählen. Tradition. Gewohnheit! Aber unlängst hat Professor Aldermann ein Meisterstück geliefert, das ihm sicher an allen Universitäten der Welt den Lehrstuhl für Zerstretheit eingetragen hätte, wenn solch einer bestünde.

Vor einigen Monaten fliegt ein Brieflein in das Haus des Professor. Aldermann rückt an seiner goldenen Brille und ließt mit seinen kurzschäftigen Augen. Einladung zum Botanikerkongreß in London am 8. Oktober 1929. Das ist eine große Ehre für den Gelehrten, und er begiant sogleich mit den Reisevorbereitungen. Professor Aldermann ist ein Gewohnheitsmensch, genau und pünktlich. Die Schiffskarte ist bestellt, die Koffer mit dem langen, schwarzen Gelehrtenrod gepackt, die Brille thront auf der Nase, die Zerstretheit im Kopfe, der Schirm aber ist mit einem Seidenband am Arm befestigt, damit nichts passiert. In der Brieftasche ruht die ehrenvolle Einladung, und so ausgestattet mit allen Gaben besteigt der ehrenwerte Professor Aldermann von der Universität Sidney den großen Ozeandampfer „Gute Hoffnung“, mit dem er am 8. Oktober in London eintrifft. Niemand ist zum Empfang erschienen, das verwundert ihn, und darum fährt er sogleich eiligst zu der Kongreßversammlung. Unten vor dem stattlichen Gebäude grüßt ihn kein Portier, öffne ihm niemand den Wagenschlag, flattern nicht die Flaggen der ausländischen Vertreter. Auch oben in dem leeren Niefensaal ist nichts von Geist und Biffenschaft zu verspüren. Alte Frauen scheuern melancholisch den Fußboden, und der Staubsauger tut eintönig sein Tagewerk. Professor Aldermann aus Sidney mit dem Schirm und Koffer steht in der Mitte dieses sonderbaren Kongresses, starrt auf den in einer Ecke prangenden großen Kalender und beareißt nichts. Dann aber greift er unwill-

Nützlich nach seiner Brieftasche und überzeugt sich davon, daß er seinem ehrenvollen Ruf ein Jährchen zu früh gefolgt war.
Er hat sich wieder nach Sidney einschiffen müssen, der pünktliche Gelehrte, der zertrümmerte Gewohnheitsmensch . . .

Elisa Canella.

Die tragikomische Begebenheit um ein neugeborenes Kind.

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine Kette ohne Ende, diese Geschichte um den Professor Canella alias Schriftseker Bruneri, die nicht nur Turin und Italien in Atem hält, die auch in der übrigen Welt mit uner-müddlicher Spannung verfolgt wird. Vor wenigen Wochen hat das Gericht erklärt, der fremde Mann sei nicht Canella, der jetzt wieder geruhlos mit seiner Gattin in Turin zusammenlebt, sondern Bruneri, nicht der im Kriege verschollene Professor, sondern der wegen Diebereien flüchtige Schriftseker. Das Urteil ist zwar noch nicht rechtskräftig geworden; aber das Volksurteil stimmt gegen Canella und für Bruneri, und es nützt nichts, daß Frau Canella den Mann ohne Gedächtnis als Gattin angenommen hat und mit ihm lebt.

Nun ist die Angelegenheit in ein neues Stadium getreten. Frau Canella hat dieser Tage einem kleinen Mädchen das Leben gegeben, einem Kinde des gerichtlich angezeifelten Professors Canella. Nach der Geburt kam der Rechtsbevollmächtigte der Canellas auf das Turiner Vormundschaftsgericht und verlangte be- stimmt die Eintragung des neugeborenen Mädchens als Tochter des Ehepaars Canella. Man lehnte dieses Ansuchen ab mit der Begründung, daß es sich hier gerichtsnotarisch nicht um den Pro- fessor Canella, sondern um den Schriftseker Bruneri handle, daß das Kind also nicht als Tochter Canellas eingetragen werden könnte.

Anders verhielt sich der Veroneser Priester, dem die Taufe des Kindes anvertraut wurde. Er taufte das kleine Wesen auf den Namen „Elisa Canella“, und die große Gesellschaft von Verwandten und Freunden der Canellas, die dem Taufakt beimohnte, war einig in der Anerkennung, die sie dem Vorgehen des Priesters zollte. „Was gilt mir, was die Menschen über mich und über meine kleine Tochter denken, wenn Elisa nur vor Gott die richtige Tochter des Professors Canella ist!“ Das ist der Ausspruch der Mutter Elisas, mit dem sie alles übrige würdevoll abtat.

Man fuhr nach Hause und beging die Tauffeierlichkeit mit großem Pomp und mit viel Freude. Aber man weiß natürlich nicht, wie diese Tragikomödie noch enden wird.

Nichtsplitterndes Glas.

Das Glas ist neben dem Eisen einer der am meisten gebrauch- ten Werkstoffe; und ohne Glas ist unser Kulturleben gar nicht mehr denkbar. Durch Glas fangen wir den Sonnenschein in unsere Räume und schützen uns gegen die Unbilden der Witterung; in gläsernen Gefäßen heben wir Speise und Trank auf, Glasmasse wandeln wir zu kostbaren Kunstgebilden, und als Linse offenbart es uns die Wunder des Mikrokosmos und die Geheimnisse der fernsten Welten. Aber: das Glas mag uns ein noch so lieber und unentbehrlicher Freund sein — eine Eigenschaft haben wir ihm bis jetzt nicht abgewöhnen können, seine Zerbrechlichkeit! Eine zer- trümmernde Fensterscheibe, eine zerprungene Glasschale — und wir möchten das Glas beinahe verwünschen. Glück und Glas . . . ! Die Bemühungen, das Glas zu „erziehen“, ihm seine Unzerbrech- lichkeit zu nehmen, reichen weit zurück. Schon Petronius weiß in seinen Satiren („Das Gastmahl des Trimalchio“) davon zu berichten: „Ein Handwerker hatte eine unzerbrechliche Schale aus Glas hergestellt und wurde damit zu Cäsar vorgelassen. Er richtete sich vor Cäsar auf und warf die Schale auf den Estrich: sie hatte nur eine Beule wie ein ehernes Gefäß. Darauf nahm der Mann einen kleinen Hammer aus seinem Gewand und stellte die Schale wieder nett her. Als Cäsar ihn nun fragte, ob sonst noch jemand das Herstellungsverfahren dieser Gläser kenne, und jener ver- neinte, da ließ Cäsar ihn — entkaupten. Weil wir nämlich, wenn es bekannt würde, das Gold für Dred ansehen würden.“ War sich der grausame Cäsar nicht bewußt — wenn diese Erzählung nicht nur eine Fabel ist — welche schwere Schuld er dadurch auf sich geladen hat? Trotzig hat das Glas durch die Jahrhunderte auf seiner Zerbrechlichkeit bestanden; aber schließlich hat es sich doch der Erziehungskunst einer genialen Technik fügen müssen.

Die Sprödigkeit ist eine natürliche Veranlagung des Glases. Und durch keinen Eingriff gelingt es, dem Glas diese Eigenschaft zu nehmen, will man dabei nicht auf seinen wesentlichen Charakter- zug, die Durchsichtigkeit, verzichten. Wenn man aber zwischen zwei völlig plangelegten Scheiben aus gewöhnlichem Glas eine durch- sichtige Zelluloidschicht unter hohem Druck und durch ein besonderes chemisches Mittel einschmilzt, dann hält das so gewonnene Drei- schichtenglas außerordentlichen Beanspruchungen stand. Man kann es auf den Boden schmettern oder mit dem Hammer bearbeiten: es lösen sich keine Splitter ab! Wohl springt auch dieses Glas, aber die Stücke haften derart fest an der Zelluloidschicht, daß die Sprünge an der Oberfläche nicht einmal fühlbar sind. Dieses „wofterzogene“ Glas, das in Deutschland unter dem Namen Kinon-Glas von der Glasmanufaktur Kinon in Nachen herge- stellt wird, hat sich in kurzer Zeit ein weites Anwendungsgebiet erobert, nämlich zur Ausrüstung der Fahrzeuge des öffentlichen Verkehrs. Bei Verkehrsunfällen werden in den meisten Fällen die gefährlichsten Verletzungen durch Glassplitter verursacht. Deshalb

ist es sehr zu begrüßen, daß man schon vielerorts dazu überge- gangen ist, nur noch mit Kinon-Glas ausgerüstete Wagen zu ver- wenden. So hat die Deutsche Luftkhanja bereits ihre sämtlichen Verkehrsflugzeuge mit dem neuen bruchfesteren Glas ausgestattet, und die preussische und sächsische Polizei haben Vorschriften erlassen, die für alle Fahrzeuge Kinon-Glas fordert. Da sich dieses splinter- freie Glas in jeder Beziehung durchaus bewährt hat, so darf man im Interesse der Sicherheit von Menschenleben und Verkehre erwarten, daß alle Behörden alsbald dafür Sorge tragen, daß vor allem die Schutzscheiben der Kraftwagen und die Fenster der Straßen- und Eisenbahnwagen aus nichtsplitterndem Glas ge- fertigt werden. Der höhere Preis wird durch die erhöhte Sicher- heit reichlich aufgewogen.

Aus aller Welt.

Ausgestorbene Witzblatt-Typen. Die „Fliegenden Blätter“ sind eingegangen. Es ist schade um sie. Jahrzehnte hindurch waren sie das deutsche Witzblatt. Ihr Inhalt war von einem Anstand, der es erlaubte, das Blatt jedem Familienmitglied im Alter von 6 bis 80 Jahren in die Hand zu geben. Blättern man jetzt die Bände durch, so ist man erstaunt über so viel treffliche humorige Witze, über so viel zeichnerische Anmut und bürgerliche Beleglichkeit. Aber stets knüpfen sich die winzigen Begebenheiten an bestimmte Typen, die immer wiederkehren. Ohne den Schusterjungen, die Sängerin, den Studenten, den Leutnant und den Klavierlehrer sind die „Flie- genden Blätter“ nicht denkbar. Sehr beliebt war auch „Der Mann seiner Frau“, der Pantoffelheld. Er ist vielleicht der einzige, der noch lebt und der sogar in die modernsten Witzblätter übergegangen ist. Eine interessante Auslese dieser gewesenen Typen bringt das „Illustrierte Blatt“, Frankfurt a. M., in seiner neuesten Nummer (51). Das Heft ist gleichzeitig Weihnachtsnummer. Das schöne Titelbild zeigt singende Knaben in einer Kirche, weihnacht- liche Bilder auf den folgenden Seiten ergänzen das Thema. Hans Siemsen schrieb eine hübsche Skizze „Weihnachten im Wartesaal“. Freunde des Sports werden an einem großen doppelseitigen Bild, das eine Abfahrt bei Adelsboden darstellt, ihre Freude haben. An weiteren illustrierten Aufsätzen seien erwähnt: „Kameralose Photo- graphie“, „Shaw bekehrt sich zum Film“, „Pfeilhauben in den Anden“ und „50 kleine Geißas kommen nach Deutschland“. Der bekannte Karikaturist Kelen hat eine lustige Seite „Gymnastik im Reichstag“ beigezeichnet. Das inhaltreiche Heft ist von Anfang der Woche an zu haben.

Die Trennung eines siamesischen Zwillingspaars. Die Schwestern Margarete und Mary Gibb sind vor 17 Jahren in Hol- pote, im nordamerikanischen Staate Massachusetts, als siamesisches Zwillingpaar geboren worden, und gelten zurzeit als einziges siamesisches Paar in ganz Amerika. Das Paar befindet sich jetzt in einer New Yorker Privatklinik und will sich von dem New Yorker Arzt Francis Weston trennen lassen. Margarete Gibb hat sich nämlich in einen jungen Mann verliebt und will sich nach über- standener Operation mit diesem verloben. Eine derartige Opera- tion ist naturgemäß immer sehr gefährlich. Die letzte derartige Operation, die bekannt ist, wurde vor wenigen Jahren an einem siamesischen Knabenpaar in Mexiko vorgenommen und endete mit dem Tode des einen Knaben, wogegen der andere am Leben blieb. Die New Yorker Ärzte, die das siamesische Zwillingpaar Gibb genau untersucht haben, meinen, die Operation habe in diesem Falle nicht den höchsten Grad der Gefährlichkeit, weil die Schwestern Gibb nicht oben, sondern unten am Rückgrat zusammengewachsen sind.

Ein Diener, der seiner Herrin in den Tod folgt. Eine Ge- schichte mittelalterlicher Treue wird in russischen Emigrantenzreisen erzählt. Der russische Oberst Bibitow kommandierte feinerzeit ein russisches Garderegiment, dessen Inhaberin die kürzlich verstorbene Jarinmutter Maria Feodorowna war. Nach dem Zusammenbruch des Zarenreiches lebte Bibitow verarmt und einsam in der polni- schen Provinzstadt Lomscha. Hier erhielt er die Nachricht vom Tode seiner Herrin, und er verkaufte seine letzten Habseligkeiten, um nach Warschau reisen und dort der Trauerfeier beimohnen zu können, die russische Emigranten dort der verstorbenen Jarin- mutter bereiteten. Als die Feier vorüber war, beging der alte Oberst Selbstmord; und er bekannte in einem nachgelassenen Briefe, daß ihm das Leben wertlos geworden war, nachdem seine bergottete Herrin nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Fröhliche Ecke.

Sie kennt ihn. Die Haushaltungslehrerin hat den Mädchen ihrer Klasse etwas über Wäsche und den Waschtrog erzählt. Um zu prüfen, inwiefern die Klasse ihren erleuchteten Ausführungen gefolgt ist, fragt sie: „Nun, Grete, sag mir, was deiner Mutter im Haushalt die meiste Arbeit macht!“

Und Grete gibt ohne Zögern Antwort: „Papa!“

Redeblüte. „Wenn ich auch die Trunkenheit des Angeklagten als strafmildernd gelten lasse, so werfen trotzdem die ausgedrehten Straßenlaternen ein schlechtes Licht auf ihn!“

Das geringere Uebel. „Man kann's den Leuten nie recht machen. Neulich haben sich unsere Nachbarn beschwert, daß unser Jüngling nachts so viel schreit. Seit einigen Tagen aber singt meine Frau unser Kind immer wieder in den Schlaf. Gestern haben sie an die Wand geklopft und gerufen: „Schrein lassen, schrein lassen!“